

Hermann Bausinger  
**Arbeit und Freizeit**

**Immer mehr Freizeit: ein Fortschrittsmodell**

Die Aktualität des Themas *Arbeit und Freizeit* braucht nicht umständlich begründet zu werden. Es ist zentral für jeden einzelnen, und seine allgemeine gesellschaftspolitische Bedeutung wird uns zumindest immer dann ins Gedächtnis gerufen, wenn neue Tarifverträge ausgehandelt werden. Gerade in jüngster Zeit geht es in den Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Arbeitgeber und den Gewerkschaften nicht mehr nur um Lohnfragen, sondern auch um die Verhältnisse am Arbeitsplatz und - nicht zuletzt - um mehr Freizeit.

Ob der »Einstieg in die 35-Stunden-Woche« bereits geglückt ist oder nicht - darüber gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls aber liegt die Forderung der 35-Stunden-Woche auf der Linie der historischen Entwicklung. Vergleicht man die Arbeitsverhältnisse und Arbeitsanforderungen der letzten 150 Jahre, so stellt die Herausbildung von mehr Freizeit eine der wichtigsten Veränderungen dar.

Es ist schwierig, dazu ganz exakte Angaben zu machen. Es gab lange Zeit nur wenig und recht unvollständige Statistiken, und es gab zunächst auch keine übergreifenden und durchgreifenden gesetzlichen Regelungen der Arbeitszeit. Man muß das Material aus niedergeschriebenen Erinnerungen, aus den amtlichen Berichten über einzelne Erhebungen, aus gelegentlichen Presseberichten und Flugblättern zusammentragen.

Ein Beispiel: In Schwenningen, im Zentrum der württembergischen Uhrenindustrie, war nach einem späteren Bericht die Arbeitszeit bis um 1850 herum »sommers von 4 Uhr, winters von 5 Uhr frühmorgens bis abends zwischen 8 und 10 Uhr«; am Samstag wurde gleich lang wie an anderen Werktagen gearbeitet, und selbst der Sonntag mußte manchmal noch zur Erledigung der Aufträge genutzt werden. Das ergibt eine durchschnittliche Arbeitszeit von etwa 15 Stunden täglich, eine wöchentliche Arbeitszeit von 90 Stunden.

In anderen Industriezweigen sah es um diese Zeit schon etwas günstiger aus. Die Maschinenfabrik Eßlingen erließ schon 1846

eine Fabrikordnung<sup>2</sup>, in der es heißt: »Die Arbeitszeit ist für das ganze Jahr folgende: von sechs Uhr Morgens bis zwölf Uhr Mittags, von ein Uhr Mittags bis sieben Uhr Abends...« Das ergab eine Arbeitszeit von zwölf Stunden täglich - mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Montags nach Zahltagen, an dem nur sechs Stunden gearbeitet werden mußte, so daß man von einer wöchentlichen Arbeitszeit von etwa 70 Stunden ausgehen kann.

Dreißig Jahre später erläßt das Berliner Elektro-Unternehmen Siemens & Halske eine Werkstattordnung, die Arbeitszeiten von 7 bis 12 Uhr und nachmittags von 2 bis 6 Uhr vorschreibt, die aber auch ausdrücklich eine Frühstückspause von einer Viertelstunde zwischen 8.45 und 9.00 Uhr einräumt - die wöchentliche Arbeitszeit belief sich demnach auf ungefähr 53 Stunden. Um die Jahrhundertwende senkten einzelne Industrieunternehmen die Arbeitszeit schon deutlich unter die 50-Stunden-Marke; aber das sind Ausnahmen, Vorläufer, Pioniere<sup>3</sup>.

Die schon erwähnte Eßlinger Maschinenfabrik geht in ihrer Arbeitsordnung von 1910<sup>4</sup> immerhin noch von einer durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit von 57 Stunden aus, und es gab noch immer Arbeitszweige, in denen auch dieses Maß zumindest zeitweilig, zu bestimmten Stoßzeiten, bei weitem überschritten wurde. Die Hausweber saßen auch noch nach der Jahrhundertwende oft wochenlang 16 bis 18 Stunden täglich an ihrer Arbeit, wenn sie Aufträge vorliegen hatten und wenn sie die Anstrengung durchstanden. Und auch in der Landwirtschaft hatte die Mechanisierung die Arbeit für viele noch intensiver und schwerer gemacht.

Franz Rehbein, ein Landarbeiter aus Hinterpommern, der sich als Tagelöhner und Saisonarbeiter durchschlug, hat in seinen Erinnerungen<sup>5</sup> geschildert, wie es bei der Lohndrescherei zugeing, bei der 20-30 Mann mit einer Dampfdreschmaschine von Ort zu Ort zogen:

**»Was die Dreschmaschinenarbeit selber betrifft, so ist sie eine der anstrengendsten und aufreibendsten, die man sich denken kann. Stunden, nur Stunden schinden, ist hier die Losung. Je mehr Stunden am Tage, desto eher wird der Bauer die Maschine wieder los, desto weniger Mahlzeiten braucht er den Leuten zu geben. Je mehr Stunden der Maschinenmeister erzielt, desto mehr Korn kann er zum Ausdrusch übernehmen, und desto höher ist sein Profit. Je mehr Stunden die Leute zusammenrackern, desto größer ist der Wochenverdienst. Spätestens um 4 Uhr morgens wird angefangen, nicht selten aber auch schon um 3 Uhr, und dann geht es den ganzen lieben langen Tag rastlos fort, mindestens bis 8 Uhr abends; sehr häufig aber wird es 9 und 10 Uhr,**

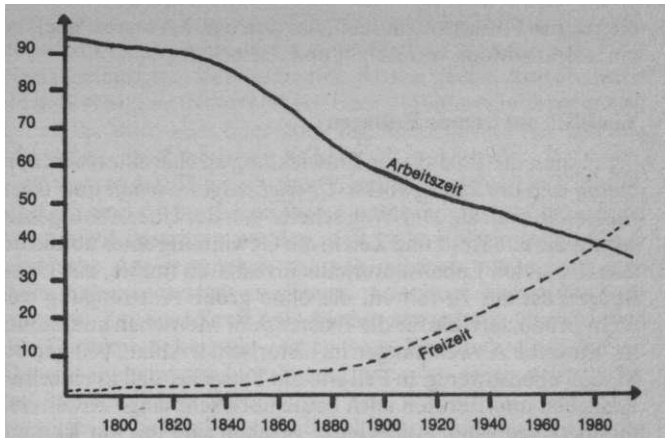
öfters sogar 11 und 12 Uhr nachts. Pausen gibt es nur, solange die Essenszeit dauert, einschließlich der Schmierpausen insgesamt höchstens eine Stunde des Tags. Das Abendessen verursacht keine Pause, denn dies wird erst nach beendeter Tagesarbeit eingenommen, ganz gleichgültig wie spät es auch werde. [...]

Hat man in diesem Zustand seine 15, 16 oder 18 Stunden heruntergerissen, so ist man im wahren Sinne des Wortes todmüde. Vor Ermattung bringt man das Abendessen kaum noch herunter; am liebsten würde man sich sofort zum Schlaf ausstrecken. Doch an Schlaf ist gleich nach Feierabend nur dann zu denken, wenn die Maschine mehrere Tage auf einem Hofe bleibt. Sehr häufig muß aber noch spät abends oder mitten in der Nacht von einem Hof zum anderen gezogen werden, manchmal gar nach einem Stunden weit entfernten Dorfe, und wenn's Glück gut ist, noch dazu bei strömendem Regen. Fährt sich dann zu allem Überfluß das Geschütz auf den durchweichten schlickigen Marschwegen auch noch fest, so ist erst recht nicht an Ruhe zu denken. Mit Wuchtbäumen werden dann Lokomobile und Dreschkasten wieder flott gemacht, und alle Mann müssen mit in die Speichen greifen oder an Stricken und Ketten ziehen, um den Pferden tatkräftige Hilfe zu leisten. Ist man endlich an Ort und Stelle, so wird die Maschine bei Laternenschein wieder fix und fertig zum Dreschen klar gemacht, und dann erst kann jeder sehen, wo er ein Lager findet, um noch ein paar Stunden zu ruhen.«

Die Beschreibung sagt mehr als eine dürre Stundenzahl; versucht man gleichwohl eine Berechnung, so kommt man gewiß auf Arbeitszeiten von 80 bis 90 Stunden wöchentlich.

Wenn man sich die Kurve der allgemeinen Entwicklung der Arbeitszeiten vor Augen hält, sollte man bedenken, daß sie solche extremen Fälle (die keineswegs ganz vereinzelt waren) praktisch nicht berücksichtigt. Trotzdem ist es sinnvoll, sich diese Kurve zu vergegenwärtigen, weil sie die Tendenz deutlich macht. Aufgrund der verschiedensten Angaben aus der Industrie kam man zu den folgenden Mittelwerten: 1850: 85 Arbeitsstunden wöchentlich, 1870: 78 Arbeitsstunden, 1890: 66 Arbeitsstunden, 1910: 59 Arbeitsstunden, 1940: 49 Arbeitsstunden in der Woche. 1960 sind es durchschnittlich 46 Arbeitsstunden, 1975 noch 40,5.<sup>6</sup>

Je weniger Arbeitsstunden, desto mehr Freizeit. Zählt man alles außer den Schlafstunden zur Freizeit, dann kann man sagen, daß sich schon um 1940 Arbeitszeit und Freizeit die Waage hielten. Nimmt man als Freizeit nur die Stunden, in denen jemand weithin frei über seine Zeit verfügen kann, dann verschiebt sich das Verhältnis. Aber auch dann sind wir heute fast an dem Punkt angelangt, in dem sich die Schere überkreuzt, von dem an also die Freizeit umfangreicher sein wird als die Arbeitszeit.



**Arbeitszeit bzw. Freizeit in Stunden pro Woche.**

(Aus: Clemens A. Andreae, *Ökonomik der Freizeit. Zur Wirtschaftstheorie der modernen Arbeitswelt*, Reinbek 1970, S. 30. Mit freundlicher Genehmigung)

Die Futurologen, die Zukunftsforscher, schreiben im allgemeinen die Entwicklung fort, ziehen die Kurve weiter aus. Herman Kahn und Anthony J. Wiener haben in ihrem Buch über das Jahr 2000 Modelle entwickelt, in denen die Arbeitszeit schrumpft und schrumpft - bis zu 984 Arbeitsstunden (von insgesamt 8760) im Jahr; und der Franzose Jean Fourastie ist sogar der Meinung, daß man in wenigen Jahrzehnten von 100 Stunden nur noch 6 auf die Arbeit verwenden wird.<sup>7</sup>

Dies mag manchem in der Größenordnung übertrieben vorkommen. Aber im Prinzip scheint es klar zu sein, wohin die Reise geht. Arbeit und Freizeit: wenn man dieses Thema geschichtlich betrachtet, so scheint eine eindeutige Entwicklung vorzuliegen. Der Weg, dies scheinen die Zahlen und Kurven zu belegen, führt von einer ganz erheblichen, bis an die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit gehenden täglichen Arbeitsbelastung langsam, aber sicher zu einem ausgewogenen Verhältnis, in dem schließlich die Freizeit immer mehr Stunden beanspruchen darf. Hier scheint der menschliche Fortschritt, der ja oft umstritten ist, wirklich einmal meßbar zu sein. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so stärker tritt die Freizeit in den Vordergrund; je weiter wir zurückgehen, um so unerbittlicher und langwieriger scheint die Arbeit zu sein:

dies ist das Fortschrittsmodell, das sich auf den ersten Blick bei einer Betrachtung von Arbeit und Freizeit ergibt.

### **Ein Blick auf fremde Kulturen**

Sucht man die Pole dieser Entwicklung zu charakterisieren, so bieten sich die Schlagwörter *Überlebensgesellschaft* und *Überflußgesellschaft*. Der Weg scheint von der Überlebensgesellschaft, die alle Kraft und Zeit in die Gewinnung eines notdürftig ausreichenden Lebensunterhalts investieren mußte, zur Überflußgesellschaft zu führen, die ohne große Anstrengung weit mehr produziert, als für die Existenz der Menschen unerlässlich ist. Einzelne Abweichungen im historischen Ablauf bringen das Modell ebensowenig zu Fall wie die Tatsache, daß in einzelnen Branchen und Berufen auch heute noch sehr lange Arbeitszeiten die Regel sind. Auf's Ganze gesehen sind das nur Randscheinungen.

Aber es gibt zwei gewichtige Einwände gegen die Annahme vom unaufhaltsamen Fortschritt, der bei 85 oder 90 Arbeitswochenstunden einsetzt und irgendwo bei 20 oder auch 25 Arbeitsstunden in der Woche endet. Der eine Einwand betrifft die Bewertung; man kann ja doch, allen Forderungen nach Verkürzung der Arbeitszeit zum Trotz, danach fragen, ob es sich dabei überhaupt um einen Fortschritt, um eine wesentliche Verbesserung handelt. Dieser Einwand mag zunächst einmal zurückgestellt werden, zumal er indirekt auch über den anderen, den zweiten Einwand zur Geltung kommt. Dieser betrifft die Zeitspanne, oder allgemeiner gesagt: die Reichweite des skizzierten Modells. Gewiß, 150 Jahre sind eine lange Zeit. Aber für den Historiker besteht kein Grund, hier innezuhalten. Er wird fragen, wie es vorher war, wie es mit dem Verhältnis von Arbeit und Freizeit auf älteren Stufen unserer Geschichte bestellt ist.

Nun fließen hier die Quellen noch sehr viel spärlicher; aber es gibt einen Trick, mit dem man trotzdem relativ schnell und vor allem farbig-konkret zu einem Eindruck über ein uns ferngerücktes kulturelles Verhalten kommt. >Ältere< Stufen ragen ja doch hie und da in die Gegenwart herein und können in ihr beobachtet werden. Vorsichtiger gesagt: wenn ich nach kulturellen Zuständen suche, die von den unseren entschieden abweichen, so brauche ich mich nicht unbedingt in der Zeit zurückzutasten, sondern ich kann mich auch im Raum, in einiger Distanz vom gewohnten Milieu, umsehen. Das Interesse richtet sich also auf die fremden Kulturen, von denen einzelne

trotz der technologischen Überflutung der ganzen Erde bis heute auf einem vorindustriellen Standard verharren.

Nach geläufigen Vorstellungen passen diese Kulturen der >Primitiven<, der >Naturvölker<, oder wie immer man sie nennt, genau ins Bild: alles oder doch fast alles, was sie tun, soll den Menschen das Überleben sichern; darauf werden Kraft und Zeit verwendet. Die einfacheren außereuropäischen Kulturen sind oft und oft in dieser Weise beschrieben worden, und es kann nicht bestritten werden, daß viele Völker unglaubliche physische Anstrengungen auf sich nehmen müssen, um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern. Aber zum Teil ist der Aufwand an Zeit und Kraft entschieden überschätzt worden, weil die Forscher beherrscht waren vom Eindruck eines kargen Daseins und von der Überlegung, wie schwierig es sein mußte, mit steinzeitlichen Werkzeugen und Waffen das Lebensnotwendige zu beschaffen. Vorbehaltlosere, nüchternere Beobachtung kam zu ganz anderen Ergebnissen.

Ein Beispiel: Im südafrikanischen Botswana, in der Wüste Kalahari, sind die 'Kung-Buschleute' zu finden, die bis heute mit Sammeln und Jagen ihr Leben fristen. In älteren Berichten über sie war fast immer davon die Rede, daß sie ihre Tage im wesentlichen damit zubringen, Nahrung zu beschaffen. In den Jahren 1963 und 1964 hielt sich nun ein amerikanischer Ethnologe bei den Buschmännern auf und führte nüchtern Buch über ihre Tätigkeiten oder, noch allgemeiner gesagt, die Verwendung ihres Zeitbudgets.<sup>9</sup>

Dabei stellte sich heraus, daß die Frauen nur an zwei bis drei Tagen in der Woche pflanzliche Nahrung sammelten: »An einem Tag findet eine Frau genügend Nahrung, um ihre Familie drei Tage durchzubringen; den Rest ihrer Zeit verbringt sie damit, daß sie im >Lager< ausruht, daß sie Stickereien oder Schmuckarbeiten macht, andere >Lager< aufsucht oder Besucher aus anderen >Lagern< unterhält« - die >Küchenarbeit<, wenn man es so nennen will, ist einfach und nimmt zwischen einer und drei Stunden täglich in Anspruch. Die Männer sind nur zwei oder zweieinhalb Tage unterwegs und kehren jeweils nach spätestens sechs Stunden ins >Lager< zurück. Sie haben dort zwar ab und zu etwas zu reparieren; aber auch sie verbringen die meiste Zeit damit, »sich zu unterhalten, zu rauchen, mit den kleinen Kindern zu spielen, sich gegenseitig zu lausen, vor sich hin zu dösen und auszuruhen«; manchmal machen sie auch Spiele.

Man darf nun gewiß nicht in den umgekehrten Fehler verfallen und diesen Befund verallgemeinern. Es ist z.B. bekannt, daß

die transarktischen Eskimos sehr viel mehr Zeit und Kraft aufwenden müssen, um am Leben zu bleiben. Aber immerhin machte der Ethnologe seine Beobachtungen während einer schlimmen Dürrezeit; klimatische Begünstigung oder Ungunst scheint also nicht allein entscheidend zu sein. Ein anderer amerikanischer Ethnologe, Marshall D. Sahlins, zog aus den Beobachtungen über die Jägervölker den richtigen Schluß, den er zuspitzte im Schlagwort von der »ursprünglichen Überflußgesellschaft«.<sup>10</sup> Wenn die sogenannte Überflußgesellschaft dadurch charakterisiert ist, daß die Bedürfnisse leicht befriedigt werden können, dann gilt dies für jene anspruchslosen Kulturen mehr als für die unersättliche moderne Industriegesellschaft. Bedürfnisse, so sagte Sahlins, können auf zweierlei Art >leicht befriedigt werden: indem man viel produziert - oder indem man wenig für notwendig hält. Es liegt auf der Hand, daß die beiden Methoden sich verschieden auswirken auf das Verhältnis zu Arbeit und Freizeit und daß die Einstellung zur Arbeit ihrerseits die Lebensweise - also die Methode, Bedürfnisse zu artikulieren und zu befriedigen - beeinflußt.

Unser Beispiel, ein Extrem, hat den Vorzug der Deutlichkeit. Der Nachteil liegt darin, daß man es angesichts seiner Exotik gewissermaßen in einer ganz anderen Welt ansiedelt. Die daraus gezogene Folgerung läßt sich aber jedenfalls allgemein anwenden: Was man Lebensstandard nennt, ist einerseits das Ergebnis von viel oder wenig, von effektiver oder ineffektiver Arbeit. Gleichzeitig bestimmt der Lebensstandard - oder anders gesagt\*, das Beürimsriweau - aber auch das Maß\* an Arbeit, das in einer Gesellschaft für notwendig gehalten wird. Dabei wird man die Regel aufstellen können, daß die Bedürfnislosigkeit nirgends so groß ist, daß man sich eine totale Abwertung der Arbeit leisten kann.

Ein gutes Beispiel für diese Regel bietet die antike Welt, Griechenland und Rom.<sup>11</sup> Man hat immer wieder gesagt, daß dort die Arbeit gering geschätzt, daß der eigentliche Wert des Lebens in der Muße gesehen wurde. Dafür gibt es sprachliche Hinweise: bei den Römern hieß z.B. die Muße otium; die Tätigkeit, das Geschäft war für sie Nicht-Muße, negotium. Dies ist, als ob man bei uns die Arbeit grundsätzlich als Unruhe bezeichnete. In manchen Äußerungen wird die Skala der Bewertung ganz deutlich: die >Mußelosigkeit<, die Arbeit, ist sehr weit unten angesiedelt.

Bei Aristoteles heißt es einmal: »Das Glück scheint in der Muße zu liegen. Denn wir verzichten nur auf Muße, um Muße zu gewinnen, und führen Krieg, um den Frieden herbeizufüh-

ren.« Die »Mußelosigkeit« ist nur »um der Muße willen« da, »das Notwendige und Nützliche des Schönen wegen«.<sup>12</sup> Der Akzent ist eindeutig. Aber es wäre falsch, eine grundsätzliche und durchgängige Abwertung von Arbeit für die ganze Epoche anzunehmen. Erstens zielen Begriffe wie das römische negotium nicht auf alle Arbeiten in gleichem Maße - negotium ist eher ein Geschäft, Handelsgeschäft vor allem, als Arbeit. Dem entspricht es, daß auch das otium, die Muße, nicht schlechterdings Untätigkeit bezeichnete. Muße ist nicht einfach Freizeit als ein von Arbeit ausgesparter Teil des täglichen Zeitbudgets, Muße ist vielmehr erfüllte, mit wichtigen Aufgaben erfüllte Freizeit. Die Muße wird geschätzt als ein Bereich des Tätigseins, der schöpferischen Aktivität; der Müßiggang, das leere Nichtstun wird nicht verteidigt.

Selbst das Spiel gehört bei Aristoteles bezeichnenderweise nicht in den Bereich der Muße; es wird der »Mußelosigkeit«, als eine Erholung von Mühe und Anstrengung zugerechnet. Die Muße dagegen dient dem ästhetischen Genießen, aber auch der Philosophie und dem politischen Wirken. Muße in diesem Sinn, so könnte man pointieren, ist eher ein bestimmter Typus von Arbeit als bloße Freizeit.

Zweitens: Die Abkehr von anderen Arten der Arbeit war nur möglich, weil andere diese Arbeit machten - Bauern, Tagelöhner, Sklaven; kleinbürgerliche Handwerker, Kaufleute, Händler. Man wird annehmen dürfen, daß vor allem in diesen Bereichen die Arbeitsmoral gepredigt und hochgehalten wurde, die es eben auch - und schon seit den homerischen Zeiten - gab.

Hesiod beispielsweise setzt sich um 700 vor Christus für die kleinen Bauern ein und charakterisiert Arbeit als Grundlage des Wohlstands:

**»Arbeit macht ja reich die Männer an Herden und Habe.  
Fleißige Arbeit macht dich auch den Ewigen werter  
Und den Menschen dazu, sie hassen ja müßige Leute.  
Arbeit bringt keine Schande, die Faulheit aber bringt Schande.«<sup>13</sup>**

Daß in einer ganz verschiedenen Entwicklungen unterworfenen, keineswegs einheitlichen Kultur wie der antiken auch verschiedene, je widersprüchliche Auffassungen von Arbeit anzutreffen sind, ist im Grunde nicht verwunderlich. Tatsächlich ist in der antiken Überlieferung beides angelegt: Last und Lust der Arbeit - mit vielen Nuancen und Zwischenstufen. Das heißt aber nicht, daß all diese Nuancierungen von den Späteren auch aufgegriffen wurden. Im allgemeinen wird, wenn von antiker Arbeitsauffassung die Rede ist, die Abwertung der Arbeit



betont. Vermutlich ist dies eine Art >Kontrastprogramm< der Historiker und Kulturphilosophen: die neuzeitliche Entwicklung mit ihrer Schärfung des Arbeitssinnes und ihrer Entfaltung eines besonderen Arbeitsethos hebt sich dann um so klarer ab. Das Neue wird um so deutlicher sichtbar, je eindeutiger es sich von dem unterscheidet, was schon in früheren Zeiten war. Diese Tendenz zur deutlichen Unterscheidung und damit zur Überzeichnung betrifft - im Zusammenhang unseres Themas - übrigens nicht nur die Antike, sondern auch das ganze Mittelalter. Max Weber hat hier die entscheidende Weiche gestellt, indem er die moderne kapitalistische Industriegesellschaft aus dem asketischen Protestantismus< ableitete:

**»... eine prinzipielle und systematische ungebrochene Einheit von innerweltlicher Berufsethik und religiöser Heilsgewißheit hat in der ganzen Welt nur die Berufsethik des asketischen Protestantismus gebracht. Die Welt ist eben nur hier in ihrer kreatürlichen Verworfenheit ausschließlich und allein religiös bedeutsam als Gegenstand der Pflichterfüllung durch rationales Handeln, nach dem Willen eines schlechthin überweltlichen Gottes. Der rationale, nüchterne, nicht an die Welt hingeebene Zweckcharakter des Handelns und sein Erfolg ist das Merkmal dafür, daß Gottes Segen darauf ruht. Nicht Keuschheit, wie beim Mönch, aber Ausschaltung aller erotischen >Lust<, nicht Armut, aber Ausschaltung alles rentenziehenden Genießens und der feudalen lebensfrohen Ostentation des Reichtums, nicht die asketische Abtötung des Klosters, aber wache, rational beherrschte Lebensführung und Vermeidung aller Hingabe an die Schönheit der Welt oder die Kunst oder an die eigenen Stimmungen und Gefühle sind die Anforderungen, Disziplinierung und Methodik der Lebensführung das eindeutige Ziel, der >Berufsmensch< der typische Repräsentant, die rationale Versachlichung und Vergesellschaftung der sozialen Beziehungen die spezifische Folge der okzidentalen innerweltlichen Askese im Gegensatz zu aller anderen Religiosität der Welt. - «<sup>14</sup>**

Es ist kaum zu bezweifeln, daß Max Weber einen wichtigen und richtigen Akzent gesetzt hat: eine genußfeindliche und dennoch auf die Welt gerichtete Arbeitsgesinnung hat sich offenkundig am intensivsten im Klima puritanischer christlicher Reformreligionen ausgebildet. Aber auch hier gilt, daß manches schon da war. Arbeit, so wird von der Geschichte der Wortbedeutung her argumentiert, bezeichnete im ganzen Mittelalter die Mühe, die Plage, die Last. Das ist richtig. Aber in den bekanntesten mittelalterlichen Dichtungen nehmen die Helden diese >Arbeit< auf sich, unterwerfen sich unendlichen Strapazen und Anstrengungen. Das Lob der Faulheit wird höchstens ironisch gesungen; Arbeit gilt als Mühe, aber auch als Notwendigkeit im eigentlichen Wortsinn.

Die kapitalistische industrielle Revolution muß die Arbeitsgesinnung nicht gegen eine verbreitete Genußsucht durchsetzen. Sie lenkt vielmehr nur in eine neue Bahn, was an Arbeitstugenden schon entwickelt und in Dutzenden von Merksprüchen und Redensarten geronnen war:

**Arbeit hat allezeit Vorrat.  
Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.  
Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie.  
Arbeit und Sparen macht zusehends reich.  
Wer seinen Acker fleißig baut, wird seinen Vorrat vermehren.  
Nichts mag sein so ungelegen, das nicht die Arbeit bringt zuwegen.  
Arbeiten und nicht verzweifeln!  
Bete und arbeite!  
Wilst Du nicht arbeiten, so hilft Dir kein Beten!  
Dem Arbeiter hilft Gott.  
Arbeiten bringt Brot, Faulenzen Not.  
Arbeit gewinnt allezeit etwas.  
Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.  
Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht.  
Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein.  
Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.  
*Summa summarum:*  
Der Mensch ist zur Arbeit geboren.**

### **Zur Typologie von Arbeitsweisen**

Arbeit, Arbeit, Arbeit: In den Sprichwörtersammlungen gehört der Begriff zu den häufigsten Stichwörtern; Bibelzitate und poetische Sinnsprüche singen das Lob der Arbeit, betonen, daß der Mensch es sich sauer werden lassen muß. Die Sprüche stammen aus den verschiedensten Zeiten - in diesem Punkt scheint es nicht lohnend, epochale Unterschiede, geschichtliche Veränderungen aufzuspüren. Läßt man fremde oder ferngerückte Kulturen beiseite, so scheint der Weg eben doch auf unser - vereinfacht mag es noch einmal so genannt werden - Fortschrittsmodell zuzuführen: Die Arbeit, harte, unerbittliche Arbeit beherrschte den Tageslauf und das Leben der Menschen all die Jahrhunderte hindurch, und erst die jüngste Entwicklung gibt ihnen die Chance, die Akzente im Zeithaushalt zu verlagern, mehr und immer mehr Stunden für die Freizeit abzuzweigen.

Aber Sprichwörter und fromme Sentenzen sind nicht unbedingt Zustandsbeschreibungen. Offenbar war es nötig, Arbeitsmoral zu predigen; selbstverständlich scheint sie nicht gewesen zu sein. Und zudem: in welchem Verhältnis die Arbeitsmoral und

die tatsächlich geleistete Arbeit zu anderen Orientierungen stand, geht aus einer solchen Ansammlung von Sprüchen - so massiv sie auch wirken mag - nicht hervor. Es ist wohl doch sinnvoll und notwendig, nach der historischen Entwicklung, nach verschiedenen Stufen im Verhältnis zur Arbeit und zur Muße zu fragen. Dabei können wir uns allerdings nicht dem verwirrenden Takt von Jahren und Jahrzehnten überlassen, zumal die Entwicklung ja keineswegs überall gleich und gleich schnell vor sich ging. Vielmehr sollen kurz drei Typen verschiedener Lebensweise charakterisiert werden, die stellvertretend für verschiedene Epochen stehen und insofern den Gang der Geschichte charakterisieren: die bäuerliche Lebensform, die städtisch-handwerkliche und die modern-industrielle.

Wilhelm Heinrich Riehl schrieb 1861 in seinem Buch »Die deutsche Arbeit«: »Der Bauer vom alten Schlag arbeitet nicht nach der Uhr, sondern nach Sonne und Jahreszeit; in der Stadt dagegen sind nicht umsonst so viele Turmuhren: sie verkünden schon von ferne, wie gegliedert und gemessen hier gelebt und gearbeitet wird. Zu gewissen Zeiten des Jahres schafft der echte Bauer übermenschlich, und in den Arbeitsmühen der heißen Erntetage dürften wohl wenige Städter die Wette mit ihm bestehen; zu anderer Frist dagegen feiert er um so gründlicher und liegt während des langen Winters wohl gar im halben Winterschlafe.«<sup>15</sup>

Trotz der Betonung der zeitweiligen >Arbeitsmühen< ist dieses Bild nicht ohne Verklärung. Wenn immer wieder gesagt wird, der Bauer habe sich mit seiner Arbeit nach der Sonne gerichtet, dann wird im allgemeinen nicht nur vergessen, wie lange oft die Sonne scheint; auch die gesellschaftlichen Verhältnisse werden übersehen, welche arme und unfreie Bauern und zumal die Knechte und Tagelöhner oft zwangen, die halbe Nacht zum Tage zu machen, um ihre Existenz zu fristen. Aber die Sätze von Riehl zielen doch auf die in unserem Zusammenhang wichtigste Erscheinung: die organische Einbindung der Arbeit in den natürlichen Tages- und Jahreslauf.

Genauere Studien zu den Arbeitsabläufen in einem ungarischen Dorf vor der Mechanisierung der Landwirtschaft ergaben, daß die Schlafzeiten der Bauern wie der Tagelöhner in den Sommermonaten auf 3 bis 4 Stunden zurückgingen, während im Winter bis zu 11 Stunden Schlaf üblich waren. Der Begriff >Winterschlaf< dramatisiert diesen Sachverhalt etwas, aber er weist in die richtige Richtung. Die Beobachtungen ergaben nämlich, daß auch die Ernährung diesem mählichen Jahresrhythmus angepaßt wurde: von November bis März wurden nur zwei

Mahlzeiten eingenommen, eine morgens um 9, die andere nachmittags um 4; dann schob sich, von April bis Juni und im September und Oktober, eine weitere Mahlzeit dazwischen, und in den Erntemonaten Juli und August waren vier Mahlzeiten üblich.<sup>16</sup>

Das städtische Handwerk, das sich bei uns im späten Mittelalter herausbildete, war an den natürlichen Rhythmus nicht mehr streng gebunden. In einer Eulenspiegelerzählung wird ausgemalt, wie der Meister Eulenspiegels, ein Schneider, diesem am späten Abend den Auftrag gibt, noch während der Nacht die Ärmel an einen Rock zu >werfen<. Für Eulenspiegel ist dies ein Anlaß, die Sprache beim Wort zu nehmen: er näht die Ärmel nicht an, sondern er stellt ein Talglicht auf und wirft während der ganzen Nacht mit den Ärmeln gegen den Rock, bis ihn der Meister am anderen Morgen zur Rede stellt und entläßt. Ein Scherz also; aber beiläufig gibt er einen Einblick in die Realitäten handwerklichen Lebens. Auch aus anderen Quellen wissen wir, daß sich die Arbeitszeiten in erster Linie nach der Auftragslage richteten und daß für die Gesellen und Lehrlinge die Tage manchmal oft sehr lang und sauer wurden.

Abhängigkeit von der Auftragslage ist aber doch etwas anderes als Abhängigkeit von der Jahreszeit, von der Witterung, von den vorgegebenen natürlichen Bedingungen. Die Ausführung einer Arbeit kann zwar nicht beliebig, aber sie *kann* immerhin verschoben werden ohne allzu großen Schaden. Insofern ist es naheliegend, daß in diesem Bereich die Freizeit - oder sagen wir es mit einem altertümlicheren und deshalb für diesen städtisch-handwerklichen Zusammenhang angemesseneren Begriff: das *Feiern* zu einem Problem wurde. Dabei spielte auch eine Rolle, daß nicht nur die Meister in ihren Zünften organisiert waren, sondern auch die Gesellen; gemeinsam vermochten sie gewisse Einschränkungen der Arbeitszeit durchzusetzen.

Von Hans Sachs gibt es ein - 1550 niedergeschriebenes und 1559 noch einmal von ihm bearbeitetes - Gedicht mit dem Titel >Der guet Montag<<sup>17</sup>; heute würde man es wohl mit *blauer Montag* übersetzen.

**»Eins Morgens früh zu Bett ich lag.**

**Dacht: Heut ist guter Montag,**

**Da will meim Meister feiern ich.**

**Indem entschlief ich säntiglich**

**Wieder ein Stunde oder zwu,**

**Bis der Tag bas rücket herzu.**

**Im Schlaf erschien mir ein Gesicht,**

**Des Inhalts ich mit Kürz bericht:  
Ich sah gar seltsamer Manier  
Ein wundergroßes seltsams Tier,  
Das tat her auf sechs Füßen gehn,  
Im Maul hat es scharf Eberzahn;  
Sein Bauch war als ein großes Faß,  
Sein Schwanz schäbig und rüdig was.  
Ich erschrak und flog hin von ihm.  
Da redt das Tier menschlicher Stimm:  
»Fleuch nicht! Hast mich doch aus Genaden  
Auf heut freundlich zu dir geladen.«**

Das Tier, das dem Gesellen im Traum erscheint, ist der blaue Montag selbst, groß und mächtig, weil ihm überall der Hof gemacht wird, und sein Bauch ist deshalb so riesig, weil der blaue Montag Geld, Kleider, Schmuck, Hausrat, ja ganze Werkstätten, Haus und Hof und Äcker und Wiesen verschlingt. Das Gedicht ist ein Beispiel von vielen, in denen gerade den städtischen Handwerksgelesen Arbeitsmoral gepredigt wird; aber es beweist ebenso wie die staatlichen Gewerbeordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die gegen den freien Montag zu Felde ziehen, daß das Feiern an diesem Tag als eine Art Gewohnheitsrecht aufrechterhalten und immer wieder durchgesetzt wurde.

In der gegenwärtigen Debatte um mehr Freizeit ist immer wieder einmal das Argument zu hören, mit den jetzt angestrebten Regelungen werde man bestenfalls eine Relation Arbeit/ Freizeit erreichen, wie sie der mittelalterliche Stadtbürger schon gehabt habe. Nun sind solche Vergleiche immer etwas kurzschlüssig, weil dabei ein einzelner Bezug herausgelöst, die Gesamtheit der jeweiligen Bedingungen nicht mitbedacht wird. Aber: sagt man statt guter Montag *freier Samstag*, und stellt man den neugewonnenen *Urlaubstagen* die große Zahl mittelalterlicher Feiertage gegenüber, dann spricht doch einiges für jene Gleichung.

Dazu kommt, daß der normale Arbeitsgang des Handwerks im Mittelalter und auch in der frühen Neuzeit nicht allzu hektisch war, daß die Arbeit der Meister allein schon durch die vielen Zunftversammlungen beeinträchtigt war und daß sie gewiß auch ihre Gesellen nur am langen Zügel führen konnten.

Und schließlich gab es damals schon erste gesetzliche Regelungen - in England beispielsweise das >Statute of Labourers<, das Arbeiterstatut von 1349, das die Arbeitszeit sommers auf 12 Stunden, winters je nach dem Sonnenstand auf wesentlich weniger begrenzte.<sup>18</sup> Ja, selbst für den 8-Stunden-Tag gibt es

schon sehr frühe Belege - vor allem in den Arbeitsordnungen für die Habsburgischen Bergwerke in Österreich, in Spanien und in Südamerika.<sup>19</sup>

Die Verringerung der Arbeitszeit ist also kein kontinuierlicher Prozeß. Die Entwicklung verläuft vielmehr so, daß erst mit der zunehmenden Industrialisierung und mit der Ausbreitung der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung ein unerhörter Schub eintritt und jegliche >Ausgewogenheit< zwischen Arbeit und Freizeit verlorenght. Der natürliche Rhythmus, der die bäuerliche Arbeit bestimmte, der aber auch in der Organisation handwerklicher Arbeit nicht ganz verdrängt war, spielte nun keine Rolle mehr. Die Uhr - der Amerikaner Lewis Mumford sagte, sie und nicht die Dampfmaschine sei die zentrale Maschinerie des modernen Industriezeitalters<sup>20</sup> - die Uhr regierte unerbittlich; ja bei Bedarf wurde selbst noch die Uhrzeit zugunsten längerer Arbeitstage >korrigiert<.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war dies besonders ausgeprägt; aber noch im Jahr 1858 muß im Zürcher Oberland der Regierungsrat einschreiten, weil er Kenntnis davon erhalten hat, »daß Herr Bebie in Engstringen in seiner Baumwollspinnerei die Arbeitszeit nicht nach der gewöhnlichen Uhr, sondern willkürlich nach einer Fabrikuhr berechne, welche das ganze Jahr hindurch bei Tagesanbruch V26 Uhr gestellt und nach welcher dann die Arbeit mindestens so lange fortgesetzt werde, bis die Fabrikuhr 'U nach 9 Uhr zeige«. Abends 9.15 Uhr - im Winter, wenn die Sonne spät aufging, war es dann in Wirklichkeit fast schon Mitternacht. Erst die Androhung von Strafe brachte den Fabrikbesitzer dazu, »seine Fabrikuhr mit der gewöhnlichen Uhr in Einklang zu bringen«.<sup>21</sup>

Das war sicher nicht die Regel, sondern eine - wenn auch symptomatische - Ausnahme. Die Regel waren aber jedenfalls - davon war schon die Rede - Arbeitszeiten von 14 und mehr Stunden, und zwar nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen, Jugendliche, Kinder. Aus einem Bericht der Regierung in Potsdam an den Oberpräsidenten von Heydebreck in Berlin vom 25. November 1818:

**»Auch in dem hiesigen Regierungsdepartement, namentlich in der Umgegend von Neustadt-Eberswalde und in Luckenwalde, werden schon Kinder von fünf bis sechs Jahren teils in den Werkstätten ihrer Eltern, teils in den Fabriken zu ganz mechanischen Fertigkeiten abgerichtet. In den Fabriken fängt die Arbeit um sechs Uhr früh an und dauert gewöhnlich bis abends um neun Uhr, die Mittagsstunde allein ausgenommen, ununterbrochen fort. Die Kinder haben also - den Sonntag ausgenommen - nur eine einzige Stunde des Tages zur**

**Erholung, und es ist einleuchtend, daß bei einer solchen Lebensweise die ganze Erziehung sich mehr auf ein mechanisches Abrichten beschränkt, bei welchem der Zweck der körperlichen Ausbildung und geistigen Entwicklung nur höchst dürftig erreicht wird. Es ist ebenso einleuchtend, daß es Pflicht der Regierung sei, dieser körperlichen und geistigen Verkrüppelung mit Nachdruck entgegenzuwirken [...].«<sup>22</sup>**

Aber die - ohnehin sehr zurückhaltenden - Maßnahmen der Regierungen werden zunächst weggespült von den unaufhaltenden Expansionswellen der neuen Industrie. Der Konkurrenzdruck ist groß, die Profitgier noch größer, und die Arbeitskräfte sind, da äußerste Not herrscht, im allgemeinen billig und willig. Zu einer ersten durchgreifenden gesetzlichen Regelung kommt es erst 1839 in Preußen.

Vorausgegangen waren vor allem Verhandlungen im Rheinischen Provinziallandtag, der schon 1837 über die Empfehlung abstimmte, die Arbeitsstunden für Kinder auf 10 zu beschränken. Der wichtigste Fürsprecher der arbeitenden Kinder war der Barmer Kaufmann und Abgeordnete Johann Schuchard. Im Protokoll ist seine Argumentation festgehalten.<sup>23</sup> Hier ein Ausschnitt aus einer Rede:

**»Von allen Seiten erheben sich Stimmen, um das Interesse der Fabrikherren zu verteidigen unter dem subtilen Vorwande, die Industrie sei bedroht. Selten aber erhebt sich eine Stimme für die Arbeiter, um ihr Los zu verbessern. Man beobachte doch das ganze Leben eines Menschen, der schon als Kind harte Sklavendienste verrichten mußte, so wie seine Kindheit trübe und freudleer war, so ist sein ganzes Leben entbehrend, hat er mit Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen, ja in schweren Zeiten wie die jetzigen, ist er sogar mit den Seinigen der Pein des Hungers preisgegeben, und wie froh ist er endlich am Rande des Grabes, nun seines elenden Lebens quitt und ledig zu sein. Ich bekenne, daß mich oft der Gedanke beschlichen hat, diesen Menschen müssen als Ersatz für die Entbehrungen des Erdenlebens die Freuden des Himmels in größerem Maße als mir zugeteilt werden. Könnten Sie, hochverehrte Herren, doch einmal die Jammerszene mit ansehen, wenn die armen, zarten Kinder morgens früh um 5 Uhr in kaltem oder nassem Wetter weinend und widerstrebend von der Mutter in ein solches Gefängnis geschleppt werden, auch Ihnen würde es das Herz zerreißen!«**

Die Empfehlung wurde mit 60 gegen 9 Stimmen angenommen. Sie bildete den Anstoß für das sogenannte Preußische Regulativ von 1839, das für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren die Arbeitszeit auf 10 Stunden täglich begrenzte. Diese Regelung kam allerdings nicht nur aus humanitären Gründen zustande, sondern vor allem auch deshalb, weil die großen Industriegebiete ihre Truppenkontingente nicht mehr stellen

konnten: wenn die Jugendlichen zur Musterung gerufen wurden, waren ihre Kräfte von der täglichen Arbeitsfron schon so zerrüttet, daß sie von den Kommissionen großenteils abgewiesen werden mußten.

Die Kinderarbeit wird hier nicht nur deshalb in den Mittelpunkt gerückt, weil sie das Unmenschlich-Mechanische des neuen Fabriksystems nackt und deutlich zum Ausdruck bringt, sondern auch deshalb, weil die gesetzlichen Einschränkungen der Kinderarbeit den Auftakt bildeten zur allmählichen Verbesserung der Arbeitsgesetzgebung und der Arbeitsverhältnisse.

England, das in der hemmungslosen Mechanisierung und Ausbeutung vorangegangen war, ging auch mit Arbeitsschutzmaßnahmen voran.<sup>24</sup> Ein Gesetz von 1844 legte nicht nur für >junge Personen<, sondern auch für Frauen die Arbeitszeit auf 12 Stunden fest, und am 1. Mai 1848 trat die >10-Stunden-Bill< in Kraft. Auch sie galt zunächst nur für Frauen und Jugendliche, aber die Forderung wurde dann auch auf die Arbeitszeit der Männer übertragen, und sie wurde in den folgenden Jahren in vielen Industriezweigen eingelöst. In den achtziger Jahren setzte sich die Forderung des Achtstundentags durch, und zwar international: sie stand im Mittelpunkt des neuen Kampftages der Arbeiterschaft, des 1. Mai. Um die Jahrhundertwende gab es auch in Deutschland schon einige Betriebe, die den Achtstundentag akzeptiert hatten; für die Mehrzahl der deutschen Arbeiter allerdings blieb er bis zum Ende des Ersten Weltkrieges ein Kampfziel, das auch im Mittelpunkt vieler Arbeiterlieder stand. Am bekanntesten war wohl die >Achtstunden-Marseillaise< mit dem Text von Ernst Klaar<sup>25</sup>:

1. **Ihr Männer all, ob euch der Kittel,  
Ob euch die blaue Bluse schmückt -  
In euren Händen ruht das Mittel  
Zu ändern, was euch schwer bedrückt.  
Reicht euch die Hand, schließt euch zusammen  
Zu einem großen Bruderbund,  
Und übers ganze Erdenrund,  
Wird wie ein Blitz die Losung flammen:  
Gebt den Achtstundentag!  
Verkürzt der Arbeit Plag!  
Zum Siegeszug  
Die Trommel schlug:  
Acht Stunden sind genug!**
2. **Was nützt dem Volk der Arbeit Mühe,  
Wenn nicht vom Herde weicht die Not?  
Wenn seine Kräfte welken frühe,  
Weil ohne Rast sein Kampf ums Brot!**



- Und während jene müßig lungern,  
 Die nur der Arbeit Schweiß verpraßt,  
 Erliegen diese ihrer Last  
 Und müssen obendrein noch hungern.  
 Gebt den Achtstundentag . . .
3. Wenn hoch im Blau die Lerchen singen  
 Und wenn der Finke schlägt im Wald -  
 Es kann ihr Lied nicht zu uns dringen,  
 Wir schaffen ohne Aufenthalt,  
 Vom Morgen bis zum späten Abend  
 Zwingt uns die Not in die Fabrik,  
 Uns weigernd jeden Sonnenblick,  
 Uns bei lebend'gem Leib begrabend.  
 Gebt den Achtstundentag . . .
4. Schon rafft sich rings in allen Ländern  
 Empor das Proletariat -  
 Das Los der Armen soll sich ändern,  
 Und ändern soll sich's durch den Staat.  
 Oh, wenn wir fest zusammenstehen,  
 Wer will uns weigern unser Recht?  
 Empor, empor, du neu Geschlecht,  
 Laß trotz'ig deine Banner wehen!  
 Gebt uns den Achtstundentag . . .

### **Typen arbeitsfreier Zeit**

Bäuerlich - handwerklich - industriell: drei verschiedene Typen von Arbeit, von Arbeitsabläufen und Arbeitseinteilung - damit aber auch drei verschiedene Typen von >Freizeit<, und zwar nicht nur hinsichtlich der zeitlichen Ausdehnung und Festlegung, sondern auch im Hinblick auf den Sinn, die Nutzung, die Bedeutung der Zeit, die nicht von Arbeit ausgefüllt ist.

Dies wird schon dadurch deutlich, daß das Wort Freizeit, wird es auf alte bäuerliche Lebensformen bezogen, nicht eigentlich >greift<: es paßt nicht zu der Art und Weise, in der hier das Tagwerk vorbestimmt und organisiert ist. Neben landwirtschaftliche Tätigkeiten im engeren Sinn treten hier andere, gewissermaßen freie oder freiere Tätigkeiten, die nicht überall gleich, vielleicht sogar zum Teil individuell verschieden sind, zum Teil aber doch notwendig: die Verarbeitung gewonnener Nahrungsstoffe, die Herstellung von Kleidern, das Schnitzen von Gerät - mit der Muße zur künstlerischen Ausschmückung, die uns solche Gegenstände heute teuer macht, aber fast immer auch mit einer praktischen Zwecksetzung. Daneben gibt es Phasen der Ruhe, der Untätigkeit - und all dies keineswegs ein

für allemal in einer bestimmten Gliederung, strikt voneinander getrennt, sondern in einem fließenden Übergang. Die Zeiten des Feierns fallen demgegenüber wenig ins Gewicht, zumal auch an den Feiertagen gewisse bäuerliche Arbeiten weiter verrichtet werden mußten.

Der charakteristische Freizeittypus im bäuerlichen Umkreis ist (oder war!) der Feierabend; bezeichnenderweise ist dieses Wort älter als das Wort Freizeit. Man sollte es nicht allzu romantisch verstehen; die idyllischen Szenen, in denen die Bauernfamilie nach getaner Arbeit unter einem Baum ruht, musiziert, lacht und tanzt, haben gewiß mehr mit der Sehnsucht der Städter als mit der Realität der Bauern zu tun. Der ländliche Feierabend stand der täglichen Arbeit zeitlich und sachlich so nahe, daß er eine Entfaltung besonderer, gänzlich von der Arbeit abgelöster Aktivitäten kaum erlaubte. Feierabend: das fügt sich ein ins Bestehende, da neigt sich der Tag hinüber zum nächsten in seiner Gleichförmigkeit, da wird Unzufriedenheit - sollte es sie geben - eher eingeschläfert.

In einer Liedersammlung aus dem 18. Jahrhundert findet sich ein Lied zum Thema Feierabend<sup>26</sup>:

1. Die liebe Feierstunde schlägt;  
wie sehnt' ich mich nach ihr!  
Ach! nun im Schatten hingelegt,  
wie schmeckt die Ruhe mir!
2. Es war auch heute gar zu heiß  
und immer floß so hell  
von meiner Stirn ein Strom von Schweiß,  
als war' im Kopf ein Quell.
3. Da sinn' ich, ich gesteh' es euch,  
wohl manchmal her und hin,  
warum ich denn nicht auch so reich,  
als manche Leute bin?
4. Dann fällt mir ein: der liebe Gott  
fand dieses so für gut;  
und dem nur schmeckt sein Stückchen Brot,  
der nach der Arbeit ruht.
5. Auch währt nur alles kurze Zeit  
in dieser Welt, und dann  
geht zu der langen Ewigkeit  
der Feierabend an.
6. Dann sind wir Menschen alle gleich,  
das Tagewerk ist aus,  
und alles gehet, arm und reich,  
um seinen Lohn nach Haus.

Dieses Lied aus der Sammlung des Pädagogen Rudolph Zacharias Becker stammt sicher nicht von einem Bauern, und es trifft

auch nicht völlig die bäuerliche Denkweise der Zeit. Die Bauern haben es denn auch nicht ganz akzeptiert. In den vielen Flugblättern, Drucken und Aufzeichnungen, in denen sich das Lied findet, ist ihm meistens noch eine weitere Strophe beigegeben:

**Was doch der Arme leiden muß,  
Für Leute, die nichts tun,  
Und noch vor lauter Überfluß  
Sogar sich müde ruhn.**

Aber dann mündeten auch diese Fassungen wieder in das Lob des jetzigen, eigenen, wie des ewigen, allgemeinen Feierabends: kein Aufstand also, ein Aufflackern nur, und dann die Einfügung in den dauernden Rhythmus aus Arbeit, Feierabend, Ruhezeit.

Der Handwerker dagegen - gleich ob Meister oder Geselle - kann sich leichter beurlauben von seiner Arbeit. Gewiß, die Arbeit ist hart und ist, was Ausmaß und Dauer anlangt, oft unberechenbar. Aber oft gibt es wenig oder auch gar keine Arbeit. Das nährt die Lust nach freier Zeit. Es ist bezeichnend, daß die Auseinandersetzung, soweit sie sich in Akten und Gesetzen niedergeschlagen hat, vor allem um einen ganzen Tag geht, um den guten oder blauen Montag. Die charakteristische Form der Freizeit - ob wir diesen Begriff nun anwenden wollen oder nicht - ist hier das *Feiern*, also die Entfernung von der Arbeitsstätte und der Arbeit, der Anspruch auf einen Freiraum, der von den zünftigen Meistern nicht beeinträchtigt werden darf. Natürlich haben auch die mittelalterlichen Bauern gefeiert, und lange Zeit hat die Wissenschaft alle festlichen Äußerungen späterer Jahrhunderte auf diese Zeit zurückgeführt. Aber in den Archivalien finden sich fast nur Hinweise auf Eß- und Trinkgelage, zurückhaltend ausgedrückt. Die Stadtbürger, die Handwerksgesellen zumal, hatten dagegen eine eigene gesellige Festkultur, wie sie sich z.B. in den städtischen Fastnachtsbräuchen in Lübeck oder Nürnberg ausdrückte.

Die Industriearbeiter hatten zunächst keinerlei Chance, an freie Tage zu denken. Bestenfalls - keineswegs immer - blieb der Sonntag von den unerbittlichen Anforderungen der Fabrik verschont. Der Kampf ging anfangs buchstäblich um Minuten, um dürftige Möglichkeiten des Atemholens in dem ruhelosen, alle Kräfte fordernden Getriebe. Wer auch nur einige Minuten zu spät zur Arbeit kommt, so steht es in den meisten der frühen Fabrikordnungen, findet keinen Einlaß mehr; er verdient nichts an diesem Tag. Die Fabrikherren forderten eine bis

dahin unbekannte Arbeitsdisziplin, sie stellten die Uhr und kontrollierten die Einhaltung der Zeiten. Aber eben dies schärfte den Arbeitern den Sinn für die Bedeutung von Zeit, für den Wert der Minuten; dies ließ sie agitieren und kämpfen für längere Pausen, für früheres Arbeitsende, für eine Verkürzung der Arbeitszeit.

Von Freizeit ist dabei bezeichnenderweise zunächst auch nicht die Rede. In den ersten Jahrzehnten der Industrialisierung ging es - dies ist wohl nicht zu pathetisch ausgedrückt - einfach ums Überleben, um genügend Zeit für die Wiederherstellung der durch die Fabrikarbeit geschundenen physischen Kräfte. Erst allmählich bildete sich das Bewußtsein heraus, daß es nicht nur um weniger Arbeitszeit, sondern tatsächlich um mehr freie Zeit ging: um ein bißchen Spielraum wenigstens für das eigene, nicht von der Fabrikarbeit beherrschte Leben. Wie elementar und gleichzeitig bescheiden dieser Wunsch war, wird klar, wenn man sich vorstellt, daß die Arbeiter vielfach mit ihren Kindern (wenn diese nicht schon in der Fabrik arbeiteten) oft nur dann ein paar Worte wechseln konnten, wenn diese in der kurzen Mittagspause ein Essen in die Fabrik brachten: das Familienleben, im Bürgertum des 19. Jahrhunderts so freundlich gepflegt und stilisiert, fand bei den Arbeitern nicht statt, konnte nicht stattfinden.

Es wäre sicher falsch, mehr oder weniger mechanisch eine bestimmte Stundenzahl für die tägliche Arbeit zu nennen, die es erlaubt, wirklich von *Freizeit* zu reden. Liest man in den Protokollen der Arbeiterbildungsvereine aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, so registriert man voll Bewunderung, daß die Mitglieder dieser Vereine noch nach 12- oder 14stündiger Arbeit zu Vorträgen und Fortbildungskursen kamen, eingedenk des Grundsatzes dieser Vereine: >Bildung macht freik Aber im großen und ganzen wird man sagen dürfen, daß mit der Forderung und der langsamen Durchsetzung des Achtsturentages eine neue Freizeitära begann. Hier wurde Freizeit allmählich, was sie noch heute ist: eine eigene Qualität, ein eigener Bereich, gewiß nicht unabhängig von den Bedingungen der Arbeit, aber diesen Bedingungen auch nicht restlos unterworfen.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. w. CONZELMANN. *Löhne und Arbeitszeiten in der Uhrenindustrie. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung von Schwenningen im 19. Jahrhundert*, Diss. Frankfurt/M. 1937.

- 2 Vgl. H. SCHOMERUS, Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen. Forschungen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1977, S. 315 ff.
- 3 Eine wichtige Schrittmacherrolle übernahm die Firma Zeiss in Jena, deren Leitung erkannt hatte, daß »der Effekt der Verkürzung ausgeglichen wird durch Intensität der Arbeit«. Vgl. E. Abbe; Sozialpolitische Schriften (= Gesammelte Abhandlungen III), Jena 1906, S. 206.
- 4 SCHOMERUS, a.a.O., S. 320ff.
- 5 F. REHBEIN, Das Leben eines Landarbeiters, Darmstadt und Neuwied 1973, S.261-263.
- 6 Vgl. E. K. SCHEUCH, Soziologie der Freizeit. In: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 11, Stuttgart 1977, S. 7. Scheuch gibt in seiner Tabelle auch die Werte aus den USA an, die -phasenverschoben- niedriger liegen: 1850 sind es 72 durchschnittliche Wochenstunden, 1969 bereits 38 Stunden.
- 7 H. KAHN/A. J. WIENER, Ihr werdet es erleben. Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahre 2000, Wien, München, Zürich 1968, S. 138; J. POELMANS, Bewertungen und Voraussagen. In: Internationaler Kongreß: Die Freizeitgestaltung in der industriellen Gesellschaft, Brüssel 1973, S. 45-64.
- 8 Mit dem ! bezeichnen die Ethnographen einen Schnalzlaut mit der Zunge, der mit den üblichen Lautzeichen nicht wiedergegeben werden kann.
- 9 R. B. LEE, What Hunters Do for a Living, or How to Make Out on Scarce Resources. In: R. B. Lee/De Vore (Eds.), Man the Hunter, Chicago 1968, S. 30-48.
- 10 M. D. SAHLINS, Notes on the Original Affluent Society, ebd., S. 85-89.
- 11 Vgl. E. CH. WELSKOPF, Probleme der Muße im Alten Hellas, Berlin 1962.
- 12 Ebd., S. 209.
- 13 Ebd., S. 122.
- 14 M. WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, 1. Band. Köln, Berlin 1964, S. 433.
- 15 Die deutsche Arbeit, Stuttgart 1861, S. 324 f.
- 16 Vgl. E. FELT/HOFER, Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt, Göttingen 1972, S. 420 f; D. KRÄMER, Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft, Köln 1975, S. 16ff.
- 17 Sämtliche Fabeln und Schwanke von Hans Sachs, hg. von Edmund Goetze. 1.Band, Halle 1893, S. 339f; vgl. 2. Band, Halle 1894, S. 218-221. Die Schreibung wurde etwas modernisiert. - Zum »blauen Montag« vgl. auch K. KOEHNE, Studien zur Geschichte des blauen Montags. In: Zeitschrift für Sozialwissenschaft, N.F. 11/1920, S. 268-287 u. S. 394-414.
- 18 Vgl. K. MARX, Das Kapital, I. Band, Berlin 1973, S. 287 f.
- 19 Vgl. Mensch und Arbeit, Wien 1973, S. 35.
- 20 L. MUMFORD, Technics and Civilization, New York 1934; vgl. M. CLAWSON, Das Zeitbudget moderner Gesellschaften. In: E. K. SCHEUCH/R. MEYERSONN (Hg.), Soziologie der Freizeit, Köln 1972, S. 135-152, hier S. 146f.
- 21 Vgl. R. BRAUN, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet, Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1965, S. 185.
- 22 J. KUCZYNSKI, Hardenbergs Umfrage über die Lage der Kinder in den Fabriken und andere Dokumente aus der Frühgeschichte der Lage der Arbeiter, Berlin 1960, S. 56f.
- 23 W. KÖLLMANN, Sozialgeschichte der Stadt Barmen, Tübingen 1960, S. 137; ders., Die industrielle Revolution. Quellen zur Sozialgeschichte Großbritanniens und Deutschlands im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1961, S. 41 ff; F. ZUNKEL, Der Rheinisch-Westfälische Unternehmer 1834-1879. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, Köln und Opladen 1962, S. 41; W. PÖLS (Hg.); Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen, Band 1, München 1973, S. 244ff.
- 24 Vgl. K. MARX, a.a.O., S. 294 ff. - Ausführlichere Hinweise zur Durchset-

- zung des Achtstundentags bei H. BAUSINGER, *Arbeit und Freizeit*. In: *Funk-Kolleg Geschichte, Studienbegleitbrief 2*, Weinheim und Basel 1979, S. 43-86.
- 25 I. LAMMEL, *Das Arbeiterlied*, Leipzig 1970, S. 116f.
- 26 R. BECKER (Hg.), *Mildheimisches Liederbuch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen ...*. Gotha 1799, S. 303 f; vgl. G. WEISSERT, *Das Mildheimische Liederbuch. Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung*, Tübingen 1966, S. 149 f.

## Literaturverzeichnis

- u. ACHTEN: *Illustrierte Geschichte des 1. Mai*. Oberhausen 1979.
- c. A. ANDREAE: *Ökonomik der Freizeit. Zur Wirtschaftstheorie der modernen Arbeitswelt*. Reinbek 1970.
- w. CONZE: *Arbeit*. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hg. von O. BRUNNER/W. CONZE/R. KOSSELLECK. Bd. 1. Stuttgart 1972, S. 154-215.
- G. EICHLER: *Spiel und Arbeit. Zur Theorie der Freizeit*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1979.
- w. FISCHER/G. BAJOR (Hg.): *Die soziale Frage. Neuere Studien zur Lage der Fabrikarbeiter in den Frühphasen der Industrialisierung*. Stuttgart 1967.
- K. FROHME: *Arbeit und Kultur*. Hamburg 1905.
- K. HAMMERICH: *Kritische Studien zur Freizeitpädagogik und Freizeitsoziologie*. Kastellaun 1978.
- F. HÖBERMANN: *Zur Polarisierung von Arbeit und Freizeit*. Göttingen 1975.
- A. KLEMP/J. KLEMP: *Arbeitszeitverteilung und Freizeitgestaltung*. Göttingen 1976.
- D. KRAMER: *Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft*. Köln 1975.
- F. LENZ-ROMEISS: *Freizeitpolitik in der Bundesrepublik*. Göttingen 1975.
- H. LÜDTKE: *Freizeit in der Industriegesellschaft*. Opladen 1975.
- w. NAHRSTEDT: *Die Entstehung der Freizeit*. Göttingen 1972.
- H. W. OPASCHOWSKI: *Pädagogik der Freizeit. Grundlegung für Wissenschaft und Praxis*. Bad Heilbrunn 1976.
- H.-W. PRAHL: *Freizeitsoziologie. Entwicklungen, Konzepte, Perspektiven*. München 1977.
- j. RAE: *Der Achtstunden-Arbeitstag*. Weimar 1897.
- E. K. SCHEUCH: *Soziologie der Freizeit*. In: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Hg. von Rene König. Bd. 11. Stuttgart 1977, S. 1-192.
- E. K. SCHEUCH/R. MEYERSONN (Hg.): *Soziologie der Freizeit*. Köln 1972.
- H. SCHILLING (Hg.): *Aspekte der Freizeit*. Hess. Blätter für Volks- und Kulturforschung Bd. 7/8. Gießen 1978.
- F. VAN DER VEN: *Sozialgeschichte der Arbeit*. 3 Bde. München 1972.
- u. VOLMERM: *Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Ffm. 1978.
- E. WEBER: *Das Freizeitproblem. Anthropologisch-pädagogische Untersuchung*. München/Basel 1963.
- E. CH. WELSKOPF: *Probleme der Muße im Alten Hellas*. Berlin 1962.